

(Nachdruck verboten.)

Herrn Birkendvath's Pensionäre.

13) Roman von O. Eugen Hoffmann.

„Was denn?“ fragte er fast erschrocken.

„Na, das Leben, das Sie dort geführt haben.“

„Ach! Wieso? . . . Na ja, hier ist es ja viel schöner. Gewiß. Man fühlt sich mehr zu Hause. Als ob man dazu gehörte.“ Nun fürchtete er wieder, zuviel gesagt zu haben. „Ach meine, nicht wahr? . . . aber ich habe doch niemals jemanden gehabt . . . keine Schwester und nichts . . .“

Als Gianni an diesem Abend in ihrem schmalen Bettchen lag unter dem Glühlicht, das ihre gefalteten Hände und die lange weiße Decke mit rosigem Schein übergoß, da faßte sie unter feierlichen Schauern den Entschluß, dem armen vereinsamten Jungen eine Schwester zu sein. Er brauchte es ja nicht zu merken . . . oder vielmehr, ja doch! Wenn er es nicht fühlte, dann hatte es ja keinen Zweck. Aber so ganz deutlich sollte er es doch nicht merken, nur so ganz von ferne, ganz leise, ganz zart sollte er es spüren — daß er eine Schwester hatte.

Und dann schaltete sie schnell das Licht aus. Ein paar Thränen wollten ihr gerade davonlaufen. Das kam von dem elektrischen. „Das ist und bleibt zu grell, es greift die Augen an.“

VIII.

Am Schluß der Weihnachtsferien rüdten die Schmidt's des Nachmittags um die Staffeezeit mit großem Lärm wieder ein. Sie kamen in ihrer alten, ewig mit gelben Lehm bespritzten Kalesche angefahren und vollführten ein solches Freudengeheul in der Straße, daß sogar der Kantor oben im Thurm alle Rücksicht auf seine Gesundheit außer acht setzte und das Fenster aufriß.

„Bauerntölpel!“ schimpfte er dann entrüstet vor sich hin, als er sah, daß er sich um nichts Wichtigeres bemüht hatte.

Die „Bauerntölpel“ aber waren seelenfroh, ihrem Raff wieder entronnen zu sein. Es war ihnen schließlich doch zu langweilig geworden, zwischen all dem Viehzeug. Nun sollte es wieder unter Menschen gehen.

Es war noch keine halbe Stunde später, als sie, Fritze Weinold in der Mitte, loszogen. Geradezu zärtlich waren sie geworden, als es galt, ihn zum Mitgehen zu bewegen. Er hatte sich anfänglich ein bißchen gesträubt, weil er noch so was wie einen gelinden Merger auf sie hatte wegen der erwarteten und ausgiebigen Einladung. Aber zuletzt hatte er nicht mehr widerstehen können. So herzlich errent hatten sie sich geberdet, ihn wieder zu haben. Darauf mußte einer gehoben werden, aber feste, eine richtige Bierreise mußte es werden. Wenn man sich bald vierzehn Tage lang einzig und allein auf einen stumpfsinnigen Dorfstrug angewiesen gesehen hatte, dann hatte man ein berechtigtes Bedürfnis darnach.

Sogar Gustel spielte sich heute auf den verfluchten Kerl hinaus, was sonst gar nicht seine Art war. Im allgemeinen hatte er eigentlich etwas Duamäuseriges an sich. Aber ob ihn nun die Ferienzeit ganz rabiat gemacht hatte oder ob er sich das Schwerenötherthum von seinem Bruder suggerieren ließ, er war erstaunlich aufgekratzt. Ging sich an Fritzen's Arm und schwadronierte drauf los wie ein Alter, wobei er in jedem Satz das Wort „fausen“ anbrachte und von dem „au“ die Daden so voll nahm, als es die Anatomie seiner Mundhöhle zuließ.

Sie klapperten mit ziemlicher Geschwindigkeit drei bis vier Kneipen ab, ohne allzuviel zu verzehren.

Johannes machte den Führer. Und seine Gier nach Sensationen fand vorläufig noch kein Genüge an diesen engen Dunsstübchen mit nackten Tischen und harten Stühlen. Sonst, wenn er sich erst wieder eingewöhnt hatte, konnte er Stunden lang da sitzen und Skat dreschen, aber heute war ihm überall zu wenig los. Und immer wieder machte er sich auf die Suche nach etwas Besserem.

Wenn's nur wenigstens erst ordentlich dunkel gewesen wäre! Dann hätte er schon gewußt wohin. Aber so lange es noch Tag und Zwielicht war, war das nicht zu riskieren. Unterwegs traf man allerlei Kameraden, die in ähnlicher Stimmung umherobten. Man begrüßte sich stürmisch, schüttelte sich mit männlicher Energie die Hände, tauschte die

neuesten Zuporten aus Kalau aus und trennte sich dann wieder mit einer erheblichen Steigerung des Gefühls, daß man einer großen Gemeinschaft von ganz verflügten lustigen Kerlen angehörte.

Fritze Weinold glitt mit den Anderen nach und nach in dasselbe Fahrwasser, der Taumel wirkte ansteckend.

Endlich hatte sich die Nacht herabgesenkt.

„Nu gehen wir noch zu Hahn-Hahn!“ pläzte Johannes heraus.

Fritze blieb mitten auf der Straße stehen.

„Ne, da geh' ich nicht mit,“ sagte er zögernd.

„Weshalb denn nicht?“ grollte Johannes. Daß sein genialer Einfall, den er übrigens schon seit einer Stunde mit sich umhertrug, diese Zurückweisung erfahren sollte, war ihm mehr als ärgerlich.

„Ne, ich habe keine Lust.“

„Keine Lust! . . . Ach, ich weiß, Du hast es wohl Mani versprochen, solide zu sein?“

Der Hieb saß. Und zum Ueberfluß schlug Gustel noch seine bekannte giftige Lache auf, die stets wie eine Explosion aufgehäufter Bosheitsstoffe klang.

Fritze hätte sie am liebsten alle beide geohrseigt. Aber statt daß er es gethan hätte — was das allervernünftigste gewesen wäre — und sich dann nach Hause begeben hätte, setzte er sich ohne ein Wort wieder in Bewegung und ging mit.

Hahn-Hahn war seinem Civilstande nach nur ein einfacher Hahn. Aber seine Gäste erwiesen ihm die Ehre, seinen Namen nur in dieser multiplizirten Form auszusprechen. Geschichtlich betrachtet war diese Sepslogenheit weiter nichts als die offizielle Anerkennung einer berechtigten Eigenthümlichkeit des Benamnten selber. Da er nämlich an einer hastigen überstürzten Sprechweise krankte, so suchte er den Mangel an Deutlichkeit in seinen Auseinandersetzungen durch regelmäßige Wiederholung des Gesagten zu ersetzen. Alle anderen Deutungen der doppelten Namensform, die sich meistens durch Zweideutigkeit auszeichneten, waren spätere Erfindungen und konnten vor der historischen Forschung nicht bestehen.

Hahn-Hahn's Lokal lag in einer engen finsternen Gasse, und wenn der Fremdling aus dieser in das Gastzimmer trat, so mußte er unbedingt wännen, plötzlich in ein Zauberland versetzt zu sein. Der ganze ziemlich lange, aber schmale und niedrige Raum, der durch spanische Wände in mehrere Abtheilungen zerlegt wurde, war in einem vollen saften Roth gehalten, das in seiner Wärme Fülle und Stärke geradezu aufreizend auf das Blut wirkte. Rother Tapeten, rothe Vorhänge, rothe Portiären und rothe Blüschbänke. Namentlich die letzteren gaben dem Ganzen so einen gewissen Haremsanstrich, der wenigstens in jungen Peuten, die nie im Orient gewesen waren, märchenhafte Vorstellungen von Sinnelust erwecken mußte. Außerdem führte die Kneipe auch noch den stolzen Namen „Sanibar“. Dieser Name hatte in Verbindung mit der sinnstachelnden Ausstattung Johannes zu dem Ausspruch verleitet, er ginge nur dahin, um sich einmal klassisch zu fühlen, als San-lybarit.

Hier also waltete Hahn-Hahn. Das heißt, sein Walten beschränkte sich darauf, daß er seinen kurzen dicken Korpus von Zeit zu Zeit durch das Lokal wälzte, um den neu angekommenen Gästen guten Tag zu sagen, und daß er in Augenblicken des größten Kadau's ein paar stehende Nebenarten losließ, die beruhigend wirken sollten und das Gegentheil zur Folge hatten. Die eigentliche Seele des Geschäfts war seine Frau, frühere Kellnerin, eine üppige Schönheit, deren gemessenes, würdevolles Benehmen zu ihrem Aeußeren in krassem Widerspruch stand.

Als Fritze vor dem Lokal stand, hatte er noch einmal eine heftige Anwandlung zur Umkehr verspürt. Aber er fühlte selbst, daß sein Widerstreben nun, nachdem er so weit mitgegangen war, nur noch für eine lächerliche Ptererei gelten konnte, und trat als letzter ein.

Sie nahmen Platz und verlangten Bier. Eine Kellnerin mit einer Masse falscher Ringe auf den gläserigen Fingern brachte das Bestellte und verzog sich alsbald wieder in die hinterste Abtheilung, wo eine sehr laute Gesellschaft beisammen saß.

Frihe sah stumpsinnig hinter ihr her und sagte dann: „Das soll nun was sein, hier in der Bude! Ich kann nichts dran finden.“

Johannes selbst, obgleich es ihn immer wieder hinzog, war im Grunde seines Herzens nicht zufrieden mit den tatsächlichen Leistungen des Lokals. Er pflegte das in die Worte zusammenzufassen: „Wenn man 'rein kommt, sieht's nach wer weiß was aus, und hinterher ist es blödsinnig anständig.“

Es war ein Filou, der Johannes, und er konnte sich sehr wohl noch etwas Amüsanteres vorstellen. Aber du lieber Himmel! In der Noth frißt der Teufel Fliegen. Und an einem solchen Tage, — „es muß doch was geschehen,“ wie Vater Zidendrath sagt.“

„Sausen!“ rief Gustel.

Dieser zur rechten Zeit gemachte Vorschlag hob die Stimmung merklich, und es wurde danach gethan. Ueberdies ließ die laute Gesellschaft in der letzten Abtheilung des Zimmers keine Langeweile auskommen. Sie nöthigte das ganze übrige Publikum zur Aufmerksamkeit. Die Kerle randalierten, was die Kehlen hergaben, schriean und sangen ohne Sinn und Verstand durcheinander, und von fünf zu fünf Minuten brüllte einer mit Alles überhörender Stimme „Ruhe!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Physiologie des Erfrierens.

Der Einfluß intensiver Kältegrade auf den menschlichen Organismus gestaltet sich verschieden, je nachdem der ganze Körper oder nur einzelne Theile desselben der Kälte ausgesetzt sind. Tritt die Kälte während genügend langer Zeit den ganzen Körper, so tritt der Tod durch Erfrieren ein, zunächst in der Weise, daß die Gehirnfunktionen stocken, die Gehirnthätigkeit aufgehoben wird.

Diese Lähmung des Nervensystems hat ihren Grund einmal darin, daß das Blut beim Gefrieren innerhalb der Adern sich zersetzt und dann nicht mehr zur Ernährung der Gewebe und Organe des Körpers tauglich ist. Zweitens aber kann auch die Lähmung des Nervensystems eintreten, noch bevor es zu der eisigen Erstarrung des Blutes kommt, indem nämlich in Folge der Verengung der kleinen Blutgefäße an der Peripherie des Körpers sich zusammenziehen und blutleer werden — daher die große Blässe der Haut — wodurch das Blut in die großen Gefäße und die inneren Organe des Körpers zurückweicht und die Funktion der letzteren, namentlich des Gehirns, durch Blutüberfüllung beeinträchtigt, bezw. für immer aufhebt.

Als ich den Hergang beim Einfrieren und die Folgen desselben für den Organismus in früheren Jahren experimentell studirte, setzte ich Schlachtthiere dem Einflusse einer intensiven Kälte in einem besonders dazu konstruirten Erhaltungssapparate aus. Das Resultat war, daß jedes Thier, das absolut gefroren und dessen Blut durch die Kälte desorganisirt ist, unter keiner Bedingung mehr zum Leben zurückgebracht werden kann. Die vielfältigen entgegengesetzten Angaben und die Berichte über Thiere, welche in Eisblöcken eingeschlossen ihr Leben noch forsetzen, erklären sich daraus, daß in diesen Fällen die Temperatur des Thieres selbst, trotz der eisigen Umhüllung nicht unter 0 Grad hinuntergebracht war, was besonders bei einem Fetzpöflster bei denselben unter der Haut ziemlich lange ausgehalten wird. Ueberhaupt besteht auch nach den experimentellen Versuchen anderer Physiologen die Wirkung der Kälte auf den Gesamtorganismus nur in den durch die Kälte verursachten Veränderungen des Blutes, dessen farbige Körperchen, wie das Mikroskop nachweist, durch die Kälte sich auflösen und mit dem Blutserum zusammenfließen. Findet man nämlich nur einzelne größere Glieder des Körpers erfroren, so beobachtet man an den betreffenden Menschen keine Veränderungen der Athembewegungen und des Blutkreislaufes, so lange in Folge der Erstarrung der Kreislauf des Blutes in den gefrorenen Gliedern aufgehoben ist. Sobald man aber durch Erwärmung der erstarrten Glieder die Zirkulation in denselben wieder herstellt, so erfolgt dann doch meistens der Tod der Betroffenen an Gewebezerfall und Blutentmischung. Auch bei Thieren, besonders bei Froschen und Kröten z. B., die mit beiden Hinterbeinen in einer Eismischung eingefroren aufgefunden wurden, erfolgte der Tod nach 2—18 Stunden nach der vorsichtigen Erwärmung der erfrorenen Glieder, wobei nicht nur das Blut, sondern auch die Gewebepartien vollständig desorganisirt waren.

Hieraus kann man schließen, daß das in den Gliedern enthaltene und durch die Kälte zersetzte Blut erst wieder in die allgemeine Zirkulation zurückgeführt sein muß, damit eine schädliche Wirkung auf den Gesamtorganismus entstehe. Die schädliche Wirkung, beziehentlich der tödtliche Einfluß des Erfrierens hängt also nur von der Menge des Blutes ab, welche durch die Erfrierung, sei es des ganzen Körpers oder einzelner Theile desselben, zersetzt und funktionsunfähig gemacht worden ist. Der Tod tritt sicher ein, wenn die Hälfte des Körpers und mehr als die Hälfte, oder, was ebenso viel heißt, die Hälfte des Blutes und darüber erfroren ist. Nach Erfrierung einzelner Glieder allein fanden wir bei der mikroskopischen Untersuchung etwa 5 pCt. der Blutkörperchen zerstört,

nach Erfrierung des ganzen Körpers dagegen 99 pCt. des Blutes desorganisirt.

Da das Aufthauen der erfrorenen Glieder eine solche Gefahr mit sich bringt, empfiehlt es sich für den Menschen, zum Zwecke der Lebensrettung die Erwärmung langsam vorzunehmen, um das gefrorene und desorganisirte Blut in den übrigen Organismus ganz langsam eintreten zu lassen. Ein solches Verfahren ist übrigens längst als zweckmäßig anerkannt und im Gebrauch gewesen, ohne daß man jedoch des inneren Grundes dafür sich bewußt war.

Nach anderen Versuchen scheint es, als ob die tödtliche Wirkung des theilweisen Erfrierens nicht bloß davon abhängig ist, daß das gefrorene Blut sich nach dem Aufthauen mit dem übrigen noch gesunden Blute vermischt, sondern auch davon, daß eine Resorption von zersetzten Gewebesubstanzen aus dem durch die Kälte erstödteten Körpertheile in das Blut stattfindet, dieses also noch mehr verdorben und zur Ernährung des Organismus noch untauglicher gemacht wird. Es ist ja bekannt, daß trotz der Wiederherstellung der Zirkulation in Folge des Aufthauens das durchaus gefrorene Glied in Brand übergeht, weil die Kälte die feineren Lebensvorgänge in jedem Gewebe, nicht bloß in dem Blute aufhebt. —

Dr. med. A. d. Klein.

Magnetische Erzgewinnung.

Zu Beginn des vorigen Jahres drang nach Europa die Kunde, Edison habe ein Verfahren entdeckt, Metalle aus den erzführenden Gesteinen durch magnetische Kraft unmittelbar herauszuziehen. Zwar kannte die Metallurgie schon das Verfahren, Kupfererz und Eisenstein auf magnetischem Wege zu trennen; doch in solcher Ausdehnung, wie Edison die zu Grunde liegende Idee durchgeführt hat, ist das Verfahren noch nicht angewandt worden. Schon die Art und Weise, wie er das Vorhandensein großer Erzfelder in New-Yersey und anderen Staaten entdeckte, war interessant; er bediente sich einer Magnetsadel, seines „magnetischen Auges“, wie er es selbst nennt, die er auf seinen Reisen stets bei sich führte, und die namentlich in der Umgebung des jetzigen Ortes Edison sehr reichlich von der Erde angezogen wurde. Ein deutscher Ingenieur, Leo Linder, schildert in der österreichischen „Chemiker-Ztg.“ die Erzlager an jenem Orte als ungeheuer. Der Jahresverbrauch an Erz, im Durchschnitt von gleichem Eisengehalt wie das bei dem Orte Edison gefundene, beträgt auf der ganzen Erde 60 Millionen Tonnen jährlich, der der Vereinigten Staaten 15 Millionen, und es findet sich in genannter Gegend in dem engen Bereich von 5 Quadrat-Kilometern genügend Erz für den Weltbedarf dreier Jahre, oder für den amerikanischen Staat ein Vorrath auf zwölf Jahre. Dieses merkwürdige gleichmäßige Vorkommen des Eisens in ziemlich reinem Zustande in diesen kolossalen Erzmassen veranlaßte den genialen Erfinder zu dem Plane, das Eisen so gut als möglich auf rein mechanischem Wege durch magnetische Anziehung von dem Gestein, in welchem es in kleinen Körnchen eingelagert ist, zu trennen.

Das erste sich bietende Problem war das entsprechend schnelle und gründliche Zermalmen der Gesteinsblöcke zu Staub, und diese Aufgabe hat Edison nach den Angaben Linder's in großartiger Weise gelöst. Er baute im Centrum der Erzregion kolossale Walzenmühlen, die im Stande sind, täglich bis zu 6000 Tonnen Gestein zu Staub zu zermalmen, und deren jede einen Block von sechs oder sieben Tonnen Gewicht innerhalb 30 Sekunden in kleine Körner verwandelt. Durch Dynamitexplosionen werden die Blöcke gewonnen, mit Hilfe großer Dampfmaschinen, die bis zu zehn Tonnen auf einmal und 100000 Kubikfuß täglich handhaben, gehoben, auf Lowries verladen und in die Walzenmühlen geführt, wo das Abladen, Heben und Einschütten der Blöcke in die Mühle automatisch geschieht. Eine solche Mühle besteht der Hauptsache nach aus drei Walzenpaaren, durch welche die Blöcke nach einander geführt werden, um sie als feiner Staub zu verladen. Das erste dieser Walzenpaare besorgt das Zermalmen der ungeheuren Gesteinsblöcke; die 70 Tonnen Metallgewicht dieser beiden Walzen rotiren 45 Zentimeter von einander mit einer peripherischen Geschwindigkeit von 27 Metern in der Sekunde und haben also auf die dazwischen stürzenden Gesteinsblöcke etwa dieselbe unwiderstehlich zermalmende Wirkung, wie zwei mit voller Geschwindigkeit aufeinander rennende Expreszüge. Nach dem Passiren zweier weiterer kleinerer Walzenpaare fällt der nunmehr feinkörnige Staub in Behälter, in denen er sofort weiterbefördert wird, um in einem 16000 Tonnen fassenden Raume getrocknet zu werden und endlich in das Magnethaus zu gelangen, wo die eigentliche Trennung des Steines vom Staube vor sich geht.

Dieser Theil, der wichtigste, ist so einfach wie möglich. Man denke sich ein gewöhnliches rechtliches Kästchen, ohne Dedel, damit man das Pulver ausschütten kann. Eine untere Kante des Kästchens ist aufgeschlitzt; sie zeigt also einen Spalt, durch den das Pulver hinabfällt. Damit nun dieses Hinabfallen regelmäßig und in stets gleicher Stärke erfolgt, läuft unter dem erwähnten Spalt in gewissem Abstände eine Welle, auf welche zunächst das Pulver fällt. Wird sie in Drehung gesetzt, so gleitet das anfänglich auf ihre Scheitellinie gefallene Pulver in der Richtung der Drehung ab, und im selben Maße gelangt nur immer aufs Neue Pulver aus dem Behälter durch den Spalt auf den Scheitel der Welle, sodaß die aus Eisen und Quarzkörnchen bestehende Pulvermischung in gleichmäßigem Strahl senkrecht niederfällt.

Auf dieses niederfallende Pulver wirkt nun von einer Seite die magnetische Kraft ein. Die Eisenpartikelchen werden aus ihrer Fallbahn in der Richtung des magnetischen Feldes abgelenkt, und zwar in einer genügenden Stärke, um von den senkrecht fallenden Quarzkörnchen in einem untenstehenden zeitweiligen Behälter gesondert aufgenommen zu werden. Natürlich mußte durch besondere Sieborrichtungen dafür gesorgt werden, daß der Eisenstaub nicht zu fein wurde. Denn wäre zum Beispiel das Eisen in zu kleinen Partikelchen vorhanden, so würden diese von den Magneten gänzlich angezogen und festgehalten. Die Pole der Magneten würden, mit rasch wachsenden Schichten des Eisenpulvers sich überziehend, gar bald ein mechanisches Hinderniß für das herabfallende Pulver bilden und so die Art der Erzabsonderung hemmen. Steht jedoch die Größe des Eisenkörnchens in richtigem Verhältnis zur magnetischen Kraft, so ist ein Anlegen des Eisenpulvers an den Magneten deshalb nicht möglich, weil dieser an einer Stelle befestigt ist, wo die Körnchen bereits eine gewisse Fallgeschwindigkeit erreicht haben, wenn sie in das Anziehungsgebiet des Magneten gelangen; während die Körnchen also aus ihrer Richtung zwar abgelenkt werden, sind sie dabei gleichzeitig in ihrer Fallbahn schon so weit vorangeschritten, daß der magnetische Einfluß nicht mehr hinreicht, die Partikelchen zurückzuführen.

Die Gewinnung des Eisens auf Grund der Edison'schen Erfindung hat bereits vor einiger Zeit begonnen, und heute schon werden täglich 6000 Tonnen „crushed sand“ fertiggestellt. Mit diesem Namen wird das aus sandähnlichem Pulver, hauptsächlich aus Magneteisenstein und Quarz bestehende Mineral bezeichnet. Das durch die magnetische Kraft gewonnene Eisen ist nicht gebiegen reines Eisen; Edison selbst bezeichnet es als Eisenerz, das zwei Drittel reines Metall enthält. Dieses gewonnene Eisenerz wird unter Erhitzen (Rösten) durch hohen Druck in zylinderförmige Briquets von 1—2 Pfund gepreßt, in denen die Erzörnchen so stark kohären, daß sie auf gewöhnlichem Wege ihren Zusammenhalt nicht verlieren. Bei 20stündiger Arbeitszeit werden gegenwärtig 1500 Tonnen Briquets von 80 pCt. Eisengehalt dargestellt, also ungefähr 75 volle Waggonladungen Eisen. — (Köln. Ztg.)

Kleines Feuilleton.

gk. Von den japanischen Kindern. In keinem Lande sind Kinder mehr erwünscht, als in Japan. Eine Familie, die einen Zuwachs erwartet, lebt in lauter Freude. Trotzdem der Sinn für das Familienleben in unserem Sinne in Japan recht unentwickelt ist, haben die Japaner doch eine große Vorliebe, man kann eher schon sagen Leidenschaft für die kleinen Kinder. In einem hübschen Aufsatz der „Bibliothèque universelle“ wird von dem Lebenslauf des japanischen Kindes von seiner Geburt an erzählt. Erst nach dem vierten Tage erhält das Kind Nahrung von der Mutter; bis dahin saugt es an einer Wurzel „makuri“, die in Seide eingehüllt ist. Am siebenten Tage erhält das Kind einen Namen. Es ist eine alte Sitte, dem Kinde einen besonderen Namen zu geben, dann dem Jüngling einen für das Jünglingsalter passenden und endlich dem Manne wieder einen anderen. So erzählt der japanische Schriftsteller Tamura, daß man ihn als kleinen Knaben Tozaburo nannte; mit 10 Jahren hieß er Saburo, und mit 15 Jahren erhielt er den Namen Raomi, d. h. treuer Diener. Diese alte Sitte beginnt indessen allmählich zu verschwinden. Das Kind gedeiht, durch kein Wickelband in seinem Wachstum gehindert. Nach Verlauf der ersten Woche schon beginnt das Rasiren des Kopfes, das von nun an gewissenhaft alle acht Tage geschieht. Am dreißigsten Tage findet im Tempel eine Zeremonie statt, die ähnlich der Taufe ist. Dieses Fest gehört zu den heitersten im japanischen Leben. Obgleich die Geburt eines Mädchens als ein bedeutend weniger glückliches Ereigniß betrachtet wird als die eines Knaben, so macht dies bei der Feier keinen Unterschied; die Japaner lieben Feste und wollen sich amüsieren. Weiterhin nimmt das Leben des Kindes seinen normalen Verlauf. Selbst in den reichsten Familien besorgt die Mutter für ihr Kind alles selbst. Sie nährt, badet, wiegt, unterhält das Kind und schläfert es ein. Sie bewacht jede Minute seines Lebens, aber ohne es jemals zu küssen, denn der Kuß gilt in Japan als ein häßlicher und wenig gesunder Brauch. Wenn sie ihre Besorgungen erledigen, Freundinnen besuchen, ins Theater gehen, in der Sonne spazieren, was die Japanerinnen so sehr lieben, binden sie ihr Kind mit einem dazu eingerichteten Gürtel auf den Rücken. Die Mutter geht so bequem und hat die Hände frei, und das Kind ist nicht in Gefahr gestochen zu werden. Ein Uebelstand dabei ist nur, daß die Sonne dem Kinde oft gerade ins Gesicht scheint; die Aerzte glauben, daß die große Zahl der Blinden in Japan diesem Gebrauche zuzuschreiben ist. Im siebenten Monat wird das Kind entwöhnt, aber wenigstens ein Jahr lang besteht seine Nahrung dann fast nur aus Reis. Obwohl sich die Kinder unglaublich rasch entwickeln, sind ihre Gesundheitsverhältnisse doch recht schlecht. Eine Statistik zeigt, daß in einer Schule, die von 150 Schülern besucht war, nur fünf Kinder vollständig gesund waren, 46 waren mehr oder weniger anämisch, 99 theils lymphatisch, theils strophulös. Die Erziehung ist leicht, die Kinder sind immer ruhig und heiter. Wenn sie spielen, so rufen sie den Vorübergehenden ein artiges „Guten Tag“ zu. Die Kinder haben auch ihre eigenen Feste, z. B. das Puppenfest, das am 3. März gefeiert wird. Die Anzahl der Schulen ist sehr groß; von einer Be-

völkerung von 32 Millionen sind 3 1/2 Millionen Schüler von 6 bis 13 Jahren in 60 000 Schulen eingeschrieben. Die Mädchenerziehung war bis vor wenigen Jahren sehr vernachlässigt, doch sind jetzt fast in jeder Stadt Mädchenschulen, und mit jedem Jahre wächst die Zahl ihrer Schülerinnen. —

Musik.

Aus der Woche. Die sogenannte Kammermusik, die etwa zu definieren wäre als das für einen kleinen Raum bestimmte Zusammenwirken einiger weniger Instrumente, ist den Fortschritten der übrigen Musikgattungen nicht gleichmäßig nachgefolgt. Das mag hauptsächlich an ihren einfachen Mitteln liegen; sie drängen zum spezifisch Musikalischen hin und werden leicht verschmäht, wenn man dieses Musikalische als Mittel zu ferneren Zwecken benutzen will. Aber doch hat selbst ein Bruckner, der unter den rein instrumental komponirenden wohl Modernste, seinen Stil auch in der Kammermusik kundgegeben; doch ist unseres Wissens nur sein Streichquintett F-dur ein wenig bekannt geworden, das wiederum seine Eigenart des gedrängten Aneinanderreihens origineller, auf rhythmische Melodie verzichtender Themen zeigt. Auch G. Sgambati komponirt modernere Kammermusik und kommt ebenfalls wenig zu Gehör; einen Vardi bringt nächstens Waldemar Meyer. Wie überall, so herrschen hier die bekannteren Hauptnamen der musikalischen Gegenwart vor, obgleich Grieg immerhin mehr berücksichtigt werden könnte. Von den in älteren Bahnen bleibenden Komponisten leidet Julius Zellner auch hier unter der unbegreiflichen Vernachlässigung, die sowohl seine Symphonien als auch seine übrigen Werke trifft; Rheinberger würde ebenfalls mehr Aufmerksamkeit verdienen. Paul Juon scheint bisher nur durch ein in der „Freien musikalischen Vereinigung“ zu Berlin aufgeführtes Streichquartett besser bekannt geworden zu sein. Am 13. d. M. hörten wir von ihm in dem Iris Geisler u. s. w. seine neue Violinsonate op. 7. Sie geht um einiges über die gewohnten Formen hinaus und wirkt manchmal balladenhaft, erspart uns jedoch nicht den Eindruck des Mühseligen in der Komposition; nach den hübschen Variationen und am Schluß gab es viel Beifall. Die tüchtigen Künstler, unter denen die Klavierpielerin einen etwas harten Anschlag hatte, brachten vorher noch von dem ebenfalls selten gehörten P. H. Röfer ein Trio op. 34, das in gemüthlichen, an Rhythmus und Figuren reichen, aber doch ziemlich eintönigen Formen viel freundlichen Wohlklang und geschicktes Aneinanderarbeiten der Stimmen darbietet. Von den bereits in der allgemeinen Gunst besetzten Kammermusik-Gesellschaften hörten wir am 13. (und werden wohl noch öfter hören) das „Böhmische Streichquartett“; wir kamen noch zum Schluß von Beethoven's „Geistertrio“ und zum A-dur-Quartett Schumann's. Die Böhmen gehören schon durch ihr höchst einheitliches Zusammenspiel zu den allerersten Quartettisten und schlagen durch die Gluth ihres Temperaments vielleicht alle anderen; der wohl feurigste Künstler auf diesem Gebiet, Hedmann, der Kölner, ist ja leider todt. Auch der Klavierpieler Ris Lau ging diesmal im Geistertrio gar scharf ins Zeug — der Vergleich mit der Vorführung desselben Stückes durch Weingartner im Halir-Quartett (vgl. Bericht vom 23. Oktober v. J.) würde manch charakteristischen Gegensatz zeigen. Das Hollaender-Quartett werden wir noch hören; sein Konzert vom 7. d. M. soll, wie mir berichtet wird, recht genussreich gewesen sein: Hollaender gehöre zu den Künstlern, die mit ihren höheren Zwecken wachsen; er spiele um so besser, je schwerer die Sachen werden. Besonders ein in den Stimmen und im Zusammenspiel sehr schwerer Grieg sei vortrefflich zu Gehör gebracht worden. Einen einzelnen Abend gab, am 11. d. M., die Klavierpielerin Martha Hornig mit den Herren Halir und Genossen; Beethoven's Trio op. 97 machte uns hier den Eindruck eines sanften Jugendwerks; die ihm gebührende Größe und Frische fehlten eben.

Im Uebrigen war diesmal wieder Vieles, aber nicht viel zu hören. Die Sängerin Anna Stephan zeigte am 11. d. M. in einer Reihe von Liedern — darunter Schumann's „Frauenliebe und -leben“ und List's deklamatorisch so treffende Komposition „Die drei Zigeuner“ — ein vielseitig tüchtiges, sehr eindrucksvolles Können, um dessen Willen ihr dringen zu rathen ist, in einem neuerlichen Studium sich das „Luft“-Singen und das schnarrende Atmen (das doch nicht bloß von Ermüdung herkommen konnte) abzugewöhnen. Die Klavierbegleiterin Marie Stephan möge nächstens Schubert's „Du bist die Ruh“ nicht schneller beginnen, als die Sängerin einzusetzen gedenkt. Das „Höfliche“, was in letzter Zeit an Geduldprobe (auch für den Begleiter) dargeboten wurde, war wohl die „Opern- und Konzertsängerin“ (vielleicht Choristin) Leopoldine Fehrer, am 12. dieses Monats. Möge sie doch rasch entweder alles Weitere bleiben lassen oder aber, ihrer nicht werthlosen und nicht kleinen Stimme zu lieb, ganz von vorn zu lernen anfangen! Malwina Westphal hingegen, von der wir am 12. d. M. einige Lieder, darunter zwei von 8 Liedern Berliner Komponisten, hörten, ist eine wahrscheinlich in der Mitte der Ausbildung stehende Kunstjüngerin, deren kleine Stimme wohl noch Fortschritte machen wird und sie jedenfalls machen soll. Sehr gerühmt wird von meinem Vertreter die Sängerin Marie Kornatis, viel weniger Helene Fischer, die beide am 10. d. M. sangen, letztere unter Mitwirkung des Violinisten Venno Walter, des Sohnes eines der größten Violinlehrer unserer Zeit, des Gleichnamigen in München; er soll trefflich, doch „kühl“ gespielt haben. — Ein echter Chopin-Jüngling ist, dem Keyberlichen nach, Marz-

Sambourg, der am 12. mit dem Philharmonischen Orchester u. a. Chopin's E-moll-Konzert spielte; ob seine Virtuosität, sein verbes Jugtreifen und sein „Feuer“ (das man aber am ehesten mit dem Bremen von Holzklößen vergleichen könnte) einen wirklichen Chopin-Interpreten ausmachen, dürfte doch fraglich sein.

Am 16. d. Mts. kam im 6. Symphonie-Abend der „Königlichen“, dessen Hauptprobe wir hörten, die wohl bekanteste von den, meist an die böhmische Heimath anknüpfenden symphonischen Dichtungen Smetana's, des 1884 in Laubheit verstorbenen tschechischen Nationalkomponisten, nämlich *Ultava* (d. h. „Moldau“) und dann eine neue G-dur-Symphonie von Reingartner. Sie ist ein von elegantester Hand gebundenes Bouquet lieblicher Melodienblumen von fast ausgestorbener Art, die und da ergänzt durch ein Blättchen aus einem modernsten Zaubergarten; das Ganze anscheinend als Guldigung am Grab Mendelssohn's (oder Smetana's?) niedergelegt. Der Beifall war für die dortigen Verhältnisse mäßig.

Kunst.

—h. Hans Valusche!, der gegenwärtig im „Salon Ribera“ eine größere Sammlung von Gemälden, Pastellbildern und Zeichnungen ausgestellt hat, wurde als ein Schilder des Berliner Lebens auch an dieser Stelle schon des öfteren erwähnt. Er ist in letzter Zeit allgemeiner bekant geworden durch die Zeichnungen, die das „Narrenschiff“ von ihm veröffentlichte. Ein Künstler, der durch sein ehrliches Ringen und das um alle äußeren Rücksichten unbefümmerte, rein künstlerische Streben sympathisch ist, gegen dessen künstlerische Art aber ernste Bedenken zu äußern sind. Es scheint ein merkwürdiger innerer Gegensatz in seinem Werke: zwischen der weichen, malerisch fein abgestimmten Farbengebung und der eckigen, schroffen, fast stets als Skatilitur wirkenden Zeichnung. Valusche! hat in der neuen Ausstellung zwei Werke, die malerisch außerordentlich seine Reize bieten. Schon ihr Stoffgebiet zeigt ein Hinneigen zu sanften, dämmerigen Tönen. Das eine stellt eine Morgenstimmung in einem Dachzimmer dar — ein paar Frauenzimmer räkeln sich auf Sophas und bequemen Stühlen — drinnen in allen Ecken schimmerige bläuliche Schatten, durch das niedrige Fenster dringt das helle Gelb des Morgens, der Widerschein von schneebedeckten Dächern im Frühlucht — ein malerisch sehr feiner Kontrast. In dem andern ist es Abend, und von der sinkenden Dämmerung geht sich ein weicher blauer Gesamnton über das Bild. Der Blick geht auf ein Feld, das links von einem Vorstadt-Gartenlokal begrenzt ist; durch hellerleuchtete Fenster dringt kräftig gelbes Licht, tanzende Paare steht man wie Schatten an ihnen vorüberhüpfen. Im Hintergrunde ein Häuserblock, die Stadt, mit geraden Dächern und Schornsteinen, von steigenden grauen Nebeln umhüllt. Das ist ein echtes Stück Leben aus dem Grenzgebiet Berlins, und dabei eine weiche, eher zu weiche Farbenseimmung. Die Menschen aber, die, erhitzt vom Lauge, im Freien Erfrischung suchen, empfindet man in dieser stillen Natur als störend, da sie in Stellungen und mit einem Ausdruck in den Gesichtern gezeigt werden, die sie beinahe als Ibioten erscheinen lassen. Hier erscheint dieses Moment noch gedämpft, in dem andern Bilde „Am Morgen“ drängt es sich in der Haltung der beiden Mädel im Vordergrund schon stärker auf; und geradezu wie eine Versammlung von Trotteln sehen die Berliner Kinder aus, die auf einem dritten Bilde sich über eine betrunkene Alte lustig machen. Das ist es, was Valusche!'s Zeichnung so unangenehm macht. Und es hat fast den Anschein, als empfinde er es gar nicht mehr, wie sehr seine Zeichnung Skatilitur ist; er würde sonst nicht solche Gestalten in naturwahr und stimmungsvoll gegebene landschaftliche Hintergründe hineinsetzen. In dem Streben nach charakteristischer Schärfe sind ihm nur die Hüge aufgefallen, die die Menschen als komisch und dumme erscheinen lassen. Und so behandelt er auch die, mit denen er, wie man wohl annehmen darf, ein lebhaftes Mitgefühl hat. In einem farbigen Blatt stellt er z. B. einen Arbeiter am „Feierabend“ dar, der sein Kind vor sich auf den Armen trägt; seine Frau geht hinter ihm her. Die Figuren sind hochgestellt; in Schatten verankert in Thale die Fabrik, am Himmel strahlt goldig die Abendröthe. Die Silhouetten der Figuren, die sich so scharf herausheben, sind unangenehm plump und wirken einfach komisch — eine Wirkung, die jedenfalls nicht in der Absicht des Künstlers lag. Es ist merkwürdig, wie dieser Zug sich allen diesen Schöpfungen mittheilt. Valusche! stellt eine Reihe von Motiven aus der Welt der Eisenbahn dar. Dies wäre gewiß eine Gelegenheit, den Eindruck von Kraft und Eleganz, der den Erzeugnissen der modernen Technik eigen ist, zu schildern, aber was ist zu sehen? Fast möchte man davon sprechen, daß auch seine Lokomotiven wie Trottel aussehen, wie alte Kasten von Anno dazumal. Von den landschaftlichen Motiven liegen ihm die am besten, die öde eintönige Gegenden bildend, eine einsame Düne, eine Bahnstrecke oder einen Bahnübergang in trostlosen Gegenden.

Völkertunde.

— Das afrikanische Zwergvölk. Ein junger Engländer, Hr. Albert B. Lloyd, hat vor kurzem von Toru im westlichen Uganda (nördlich vom Victoria-See) aus den großen Wald durchquert, den Stanley ausführlich beschrieben hat und der von einem seltsamen, mehrfach schon beschriebenen Zwergvölk bewohnt wird. Der Reisende schildert seine Begegnung mit den Zwergen folgendermaßen: Während der ersten zehn Tage, in denen wir durch Toru

reisten, begegneten wir nichts Bemerkenswerthem. Ich erreichte die belgische Grenzstation M'Ent am 1. Oktober, und dann traten wir in den großen dunklen Wald. Zwanzig Tage lang reisten wir durch seine düsteren Schatten. Ich sah eine große Menge von Zwergen, aber im Ganzen genommen, gingen sie mir so viel als möglich aus dem Wege. Auf einem kleinen Plage inmitten des Waldes, Holenga genannt, blieb ich stehen vor einem Dorf von wenigen Hütten, die von sogenannten Arabern bewohnt werden. Dorthin kam eine große Menge der Zwerge, mich zu sehen. Sie sagten mir, sie wären mir schon fünf Tage gefolgt und hätten durch die Bäume nach uns ausgespäht. Sie schienen sehr erschreckt zu sein, und wenn ich sie ansprach, bedeckten sie ihre Gesichter. Ich schlief in dem Dorf, und am Morgen ersuchte ich den Häuptling um die Erlaubniß, die Dorfgenossen zu photographiren. Er brachte zehn oder fünfzehn von ihnen, und es gelang mir, eine Momentaufnahme zu machen. Ein Dauerbild gelang mir nicht, denn die Zwerge wollten nicht stillstehen. Unter großen Schwierigkeiten veruchte ich sie zu messen, und ich fand keinen unter ihnen, der eine größere Körperlänge als 1,20 Meter gehabt hätte. Alle waren voll entwickelt. Die Weiber waren etwas zarter als die Männer, aber sie waren ebenmäßig gebaut. Ich war erstaunt über ihre Stärke. Ihre Arme und Brüste waren so gut entwickelt wie bei gut gewachsenen Engländern. Die Männer haben lange Bärte an den Brüsten, was ihnen ein seltsames Aussehen giebt. Sie sind sehr furchtsam und können einem nicht fest ins Antlig sehen. Ihre Augen sind fortwährend in Bewegung wie bei Affen. Sie sind ganz intelligent. Ich hatte ein langes Gespräch mit dem Häuptling, und er berichtete gut über die Ausdehnung des Waldes und die Zahl seiner Stammesgenossen. Ich fragte ihn mehrmals, was er von den Belgiern wüßte; aber diese Frage konnte er nicht beantworten. Bis auf einen dünnen Bastkürz waren Männer und Weiber ganz nackt. Sie waren bewaffnet mit Bogen und Pfeil, letztere mit einem tödtlichen Gift versehen, und mit sehr schmalen Speeren. Sie sind Nomaden und verbergen sich Nachts in schmalen Hütten von etwa 60 bis 90 Centimeter Höhe. Sie gehen niemals aus dem Walde heraus. Während der ganzen Zeit, die ich mit ihnen zusamment war, waren sie sehr freundlich.

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Uebermals ist ein neues Element entdeckt worden. Schon seit einiger Zeit ist es bekant, daß das Metall Uran und seine Salze die bemerkenswerthe Eigenschaft besitzen, Strahlen auszusenden, die die Luft für Elektrizität leitend machen und auf photographische Platten wirken. Schon vor einer Reihe von Monaten nun ist es Herrn und Frau Curie in Paris gelungen, aus der Pechblende aufscheinend ein neues Element abzusondern, das sie Polonium nannten. In seinen chemischen Eigenschaften gleicht es dem Zink, unterscheidet sich aber von diesem Metall durch seine Fähigkeit, Strahlen wie das Uran, aber von viel größerer Kraft, auszusenden. Das Ehepaar Curie hat diese Forschungen in Verbindung mit Herrn Bémont fortgesetzt, und man ist dabei auf einen zweiten, in der Pechblende enthaltenen Körper gestoßen, der die gleiche Fähigkeit in sehr hohem Maße besitzt, aber durch seine chemischen Eigenschaften sich von dem Polonium unterscheidet. In seinem chemischen Verhalten gleicht er dem Barium, und wahrscheinlich besteht er auch zum großen Theil aus diesem Metall. Aber das Barium und seine Salze sind nicht „radio-aktiv“, d. h. besitzen nicht die Fähigkeit, Strahlen der bezeichneten Art auszusenden. Die Entdecker des neuen Stoffes nehmen daher an, daß er ein bisher unbekanntes, in seinen chemischen Eigenschaften dem Barium nahestehendes Element enthalte, und sie stützen diese Annahme auch durch die Thatfache, daß die von Hrn. Demarcay ausgeführte Spektraluntersuchung die Auffindung einer neuen Linie ergeben hat, die keinem bekannten Element angehört. Der neue Grundstoff soll den Namen *Radium* führen. („Woch. Ztg.“)

Humoristisches.

— Ein Schäfer. „Sehen Sie dort den einfachen alten Herrn? . . . Dessen Name schwebt heute auf tausend Lippen.“

„Was Sie sagen! Wie heißt denn der?“

„Meier!“

— Immer derselbe. Der Chemieprofessor Kallmeier hat einen Auftritt mit seiner Frau, die schließlich in Thränen ausbricht. „Deine Thränen rühren mich nicht“, sagt er nach kurzem Nachdenken, „denn was enthalten sie? Eine unendlich geringe Menge von phosphorfaurem Salz und eine Spur von chlorsaurem Natron! — Alles andere ist Wasser!“

Auffgeklärd!

Ob ich dich liebe — Frach nich dā Karben —
Frach nich dā Schdärne; Schekhō ja nichd drin;
Die ham tee Ohr nich, Frach nich dā Knäbbe —
Ham tee Gehärne! 's had keenen Sinn.

Ham keenen Mund nich — Frach nich dā Bluhmen —
Wie soll'u nō red'n? Bliehn ärchd im Rai —
Das sin nor Fagen Frach nich doch sätter —
Sun dā Wösch'n! Ich saach dārsch alleil —

(„Lust. Bl.“)